

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Tetsuya Honda**

**Blutroter Tod**

Reiko Himekawa ermittelt in Tokio

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Ein fauliger Regen fiel und färbte die ganze Welt grau.

Ich wusste, was wirklich dort draußen vor meinen Augen war. Das vorüberfahrende Taxi, das einen Schleier aus schlammigem Wasser von der löchrigen Straße emporsandte, war grün. Der Regenschirm, den das kleine Schulkind hielt, war rot. Ich blickte an mir herab. Mein dunkelblauer Schulblazer war im Regen schwarz geworden. Mein Verstand erfasste die Farben – aber mein Herz *fühlte* sie nicht.

Meine Wahrnehmung ist monochrom. Aber nicht wie auf einem Schwarzweißfoto. Sie hat keine weichen Kanten, keine Tiefe, keinen Sinn für die Wirklichkeit. Sie ist eher wie eine fahle Wasserfarbe, ein bedeutungsloser, schemenhafter Klecks. Verschüttete Tinte auf einem weißen Blatt Papier – das ist das graue Universum, in dem ich lebe.

Das schäbige Fertighaus war alt und seine Wände vom Regen geschwärzt. Die Eingangstür war unverschlossen. Ich schob sie leise auf. Sofort überfiel mich ein säuerlicher Gestank. Das ist nicht ausgedacht. Das ganze Haus war krank, verfault.

Abwasser, das einsickerte. Ranziger Tiergeruch. Die Luft dick und muffig. Schimmel auf allen Flächen – Boden, Wände, Decken. Das Leben in diesem Dreckloch

hätte jedermanns Geruchssinn zerstört. Leider war der meine noch intakt. Und der Gestank ließ mich von innen nach außen verrotten.

»Bist du das?«

Die Stimme gurgelte wie Schlamm, der aus dem Abfluss quoll. Sie kam aus dem trübe beleuchteten Wohnzimmer am Ende des Gangs. Sie war mir genauso angenehm wie eine Schabe, die sich in mein Gehirn bohrt. Ich hielt mir die Ohren zu. Und antwortete nicht.

»Ich rede mit dir, Matschbirne.«

Ein Schatten baute sich auf und blockierte die Tür zum Wohnzimmer.

Er hatte sich mir zu Ehren sogar angezogen, trug ein ärmelloses Sporthemd. Es kam mir grau vor; in Wirklichkeit war es vermutlich braun. Ansonsten war er nackt. Alles in dieser Wohnung war faulig, Schmutz und Schäbigkeit, das war meine Welt.

»Hast du mich nicht gehört, oder was?«

*Das gefällt dir, oder? Macht es dir wirklich so viel Spaß, mich zu schikanieren? Nur weil du mein Vater bist, bildest du dir ein, du hättest ein Recht darauf, mir das Leben zu vermiesen? Du bist aus deiner Gang geflogen und mit einer Menge Stoff hier untergetaucht. Den hast du wahrscheinlich geklaut. Glaubst du, es macht Spaß, dich langsam verrotten zu sehen? Bin gespannt, was länger vorhält – dein verfaulender Körper oder der Vorrat an Drogen, mit denen du dich vollstopfst. Aber mit mir hat das nichts zu tun. Gar nichts.*

»Komm her zu mir«, knurrte er.

Er packte mich an den Haaren, so wie immer, und zerzte mich ins Zimmer. Meine Mutter, übersät mit

wunden Stellen, lag auf der zerfetzten Couch mit den hervorspringenden Federn, alle viere von sich gestreckt.

Sie schaute mich an, sie erkannte mich, rührte aber keinen Finger. Ich erhoffte mir keine Hilfe von ihr, wollte sie nicht mal. Trotzdem wäre es nett gewesen, wenn sie wenigstens so getan hätte, als sei sie besorgt. Ihre dürren Arme waren schwarz und voller Einstiche. *Komm schon, Mama, er tut mir weh. Bringst du nicht mal das kleinste Stirnrunzeln zustande?*

»Der da ist für dich.«

Seine fette Faust schlug mir auf die Nase. Der Schlag fegte mich zu Boden.

»Hü, Pferdchen!«

Er setzte sich rittlings auf mich drauf, wobei er keuchte und lachte wie ein Irrer.

*Schon wieder?*

Ich fragte mich, woher er plötzlich so viel Kraft nahm. Er, der abgehalfterte drittklassige Gangster, der nicht mal den kleinsten Versuch unternahm, seine Familie zu ernähren. Er war so sehr damit beschäftigt, sich wie ein Perverser aufzuführen, dass er sogar vergaß zu essen. Der Typ versank immer tiefer in einem Sumpf aus Drogen und Dreck und war doch noch immer kräftig wie ein Pferd.

Meine Schuluniform zerriss. Wahrscheinlich genau an der Stelle, die ich vorgestern geflickt hatte. Morgen würde ich im Trainingsanzug zur Schule gehen müssen.

Niemand aus meiner Klasse würde mit mir sprechen. Auch nicht die Lehrer. Sie hielten sich alle von mir fern. Weil ich stank; ich stank so entsetzlich, dass ihnen schlecht wurde. Trotzdem war ich froh, dass die Schule

mich überhaupt hineinließ. Sie war meine Zuflucht, zumindest tagsüber.

Ich saß in der hintersten Ecke des Klassenzimmers. Sie hatten Platz für mich gemacht. Der Schrank mit dem Putzzeug wurde ein Stück beiseitegerückt. Ich saß eingeklemmt zwischen Schrank und Fenster. Während des Unterrichts sah ich nur die Hälfte der Tafel, und keiner der Lehrer stellte mir Fragen. In der Schule war ich den ganzen Tag allein. Es war mir egal. Es war nichts im Vergleich zu der Hölle, die ich zu Hause durchmachte.

Ein Tag verlief wie der andere. Er zerriss mir die Kleider und traktierte mich mit Schlägen und Tritten. Dann würgte er mich und drückte mir das Gesicht gegen den Holzboden.

Und mit jedem Tag verlor ich mehr und mehr die Fähigkeit, Farben wahrzunehmen, die Fähigkeit, Essen zu schmecken, sogar die Sprache kam mir abhanden. Das Einzige, was ich nie verlor, war die Fähigkeit, den fauligen Gestank zu riechen. Mein Vater war nicht der Einzige, der im Sumpf versank. Mir erging es ebenso. Ich versank mit ihm. Und er konnte mich jederzeit umbringen. Ich weiß nicht, warum, aber es kam mir nie in den Sinn, mich selbst zu töten.

*Irgendwann wird sich mein Leben ändern.*

Ich war ganz sicher. Ich wusste nicht, wie. Ich wusste nur, dass sich eines Tages etwas ändern würde.

Und dieser Tag war heute.

Auf dem Boden, direkt vor meiner Nase, bemerkte ich einen Gegenstand, der aussah wie ein plattgedrückter Stift. Er war aus Plastik, hübsch, babyrosa. Die Spitze war silbern und das andere Ende weiß. Er lag vor mir

wie etwas aus einem 3-D-Film: das billige Teppichmesser, das mir aus der Brusttasche gerutscht war.

»Was zum –!«

Er schaute verblüfft auf mich herunter. Er hatte keine Ahnung, was passiert war. Er griff sich an die Kehle. Rotes Blut quoll zwischen seinen Fingern hindurch und spritzte in alle Richtungen. Rot – ein leuchtendes, lebhaftes Rot – ergoss sich über mich und durchnässte mich wie ein herrlicher Regen in Technicolor.

*Vielleicht ist die Welt ja doch nicht grau!*

Der Mann ächzte und stöhnte, als er neben mir auf den Boden rollte. Er sah aus, als würde er jeden Moment losheulen.

*Das ist komisch. Ich dachte immer, er will sterben.*

Ich schaute auf das Teppichmesser in meiner Hand.

*Das war viel einfacher, als ich dachte.*

»Hilfe ... hilf mir!«

Seine vor Entsetzen geweiteten Augen waren starr auf mich gerichtet, während er sich ans andere Ende des Zimmers schleppte. *Glaubst du wirklich, die Wand rettet dir das Leben?* Endlich schaffte er es bis zur Couch, auf der Mama ausgestreckt lag. Er packte einen ihrer Füße und rüttelte daran.

»Hiii... hilf mir ...«

Er sah sich mehrmals nach mir um, während er an ihr herumzerterte. Mama glotzte nur verträumt auf ihre Füße. Rührte keinen Finger, um ihm zu helfen. Minuten verstrichen. Seine Hilferufe wurden schwächer. Die Augen, die mich so entsetzt anstarrten, wurden nach und nach trübe und ebenso verschwommen wie die meiner Mutter.

»Wunderschön«, murmelte ich.

Jetzt war alles rot. Das Blut hatte meinem trostlosen, grauen Leben einen leuchtend roten Anstrich verpasst. Aus dem finsternen, stinkenden Nichts war eine schöne neue Welt geworden.

*Freiheit.*

Das Wort sprang mir plötzlich in den Sinn.

Meine Mutter – meine eklige, dreckige Mutter – war über und über mit einem wunderschönen Scharlachrot besprüht. Ich stand nur da und starrte sie an. Da wurde die Farbe allmählich blass. Blut wird schwarz, wenn es trocknet.

*O Gott, ich will nicht, dass alles wieder grau wird!*

In einem Anflug von Panik schlitzte ich auch meiner Mutter die Kehle auf.

Der Schweinestall von einem Haus stand in Flammen. Ein Rot, röter noch als Blut, quoll aus den Fenstern. Dicker, grämlich schwarzer Rauch hing schwer über der Szene, als hätte eine dunkle Wolke die gesamte Nachbarschaft verschluckt. Durch den Dunst nahm ich den Schimmer einer Straßenlampe wahr, wie den Vollmond hinter einem Wolkenschleier.

Die Leute von der Feuerwehr kamen und versuchten, das Feuer zu löschen. Immer wenn sie ihre Schläuche auf das Haus richteten, stiegen weiße Rauchwolken auf. Ich stand ein wenig abseits hinter einer Hecke im Park und sah zu. Ich war nicht ganz sicher, aber es sah danach aus, als wären sie machtlos gegen das Feuer, denn trotz ihrer Bemühungen wütete es weiter. Das gefiel mir.

Ein so heftiges Feuer verbrannte beide Leichen zu

Asche. Die Polizei würde trotzdem herausfinden, dass der Mann drogensüchtig gewesen war, und wahrscheinlich zu dem Schluss kommen, dass er im Wahn seine Frau und dann sich selbst umgebracht hatte. Es war perfekt. Ich war diesen Dreckskerl endgültig los. Jetzt konnte er mir nichts mehr anhaben.

»Ich muss jetzt gehen ... Vergiss, was heute passiert ist. Nein, streich das. Ich will, dass du dein ganzes bisheriges Leben vergisst. Lass alles los. Fang noch einmal von vorne an.«

Ich nickte. Das hatte ich ohnehin geplant. Es machte mir den Abschied aber nicht leichter.

»Sehen wir uns wieder?«

»Lieber nicht.«

»Nie mehr?«

»Das nicht gerade, aber für eine Weile ...«

*Ich soll wieder allein sein?*

Schwarzer Rauch. Weißer Rauch. Helle Straßenlampen. Der pechschwarze Park. Ich spürte, wie ich in meine alte graue Welt zurückglitt.



# 1

## **Dienstag, 12. August** **Otsuka, Bezirk Bunkyo, Tokio**

Reiko Himekawa saß in einem Restaurant unweit der Tokioter Gerichtsmedizin und aß mit dem Amtsarzt Sadosuke Kunioku zu Mittag.

»Eine Leiche zu verbrennen, bis sie vollständig verkohlt ist, dürfte nicht einfach sein, oder?«

Reiko hatte sich Tempura zu ihren gekühlten Nudeln bestellt, während Kunioku sich für die gewöhnlichere Variante entschieden hatte. Sie hatte ein schlechtes Gewissen deswegen, weil heute Kunioku mit Bezahlen an der Reihe war. Andererseits wäre es doch jammerschade, hierherzukommen und die Tempura nicht zu kosten. Das Lokal war schließlich bekannt dafür.

Kunioku schlürfte genießerisch, als er sich die Brühe in den Mund löffelte. »Nein, ganz und gar nicht. Wenn ein Amateur eine Leiche loswerden will, indem er sie anzündet, endet sie für gewöhnlich in der Boxerpose.«

Reiko hatte von diesem Phänomen gehört. Es wurde von den Beuge- und Streckmuskeln verursacht, die sich der Hitze wegen unterschiedlich schnell zusammenzogen. Der Rücken wölbte sich, und alle vier Gliedmaßen spreizten sich ab.

Viele Mörder setzten die Leichen ihrer Opfer in Brand, um sich ihrer zu entledigen. Allerdings war es

nahezu unmöglich, einen menschlichen Körper vollständig zu verbrennen, es sei denn in einer Feuerungsanlage. Versuchte man, auf freiem Feld eine Leiche zu verbrennen, wäre das bestmögliche Ergebnis tatsächlich die Boxerpose. Schlimmstenfalls würde der Körper sich in der Hitze aufblähen. Die hohe Temperatur verhärtete zudem die inneren Gewebestrukturen und verhinderte auf diese Weise postmortale Veränderungen. Wie man es auch drehte und wendete, eine Leiche im Feuer zu entsorgen war keine sonderlich schlaue Lösung.

Einen Ermordeten als das bedauernswerte Opfer eines Brandunfalls erscheinen zu lassen war auch nicht einfach. Da Tote nicht mehr atmeten, inhalierten sie auch keinen Rauch; das daraus resultierende Fehlen von Ruß in der Luftröhre würde die Obduktion unschwer an den Tag bringen. Und so wäre zweifelsfrei erwiesen, dass der Tod bereits vor dem Brand eingetreten war – ob durch Gewalteinwirkung oder natürliche Ursachen wäre dann noch zu klären. Wer die Leiche eines Menschen verbrannte, der eines natürlichen Todes gestorben war, verstieß zumindest gegen Artikel 190 im Gesetzbuch. »Leichenbeseitigung« galt als strafbare Handlung.

»Ich hatte neulich eine völlig verkohlte Leiche auf dem Tisch«, fuhr Kunioku fort. »Ein tragischer Fall – ein Kind, das in einen Verbrennungsofen gefallen war. Es war nicht einfach, aber ich konnte den Nachweis erbringen, dass der Junge noch am Leben gewesen war, als er in die Flammen fiel. Ob jemand ihn gestoßen hatte oder nicht, konnte ich freilich nicht herausfinden. Schließlich entschied die örtliche Polizei, von einem tragischen Unfall zu sprechen.«

Reiko und Kunioku aßen ein- oder zweimal im Monat gemeinsam zu Mittag. Sie trafen sich in den unterschiedlichsten Lokalitäten – schicke französische Restaurants, kleine Grillhähnchenbuden oder Ramen-Nudel-Bars –, doch das Gesprächsthema war immer dasselbe: bizarre Todesarten.

Ihr letztes Zusammentreffen hatte in einem eleganten indischen Restaurant stattgefunden. Kunioku hatte über *Naegleria fowleri* gesprochen, eine parasitäre Amöbenart, die während der Sommermonate in Süßwasser gedeiht. Die Amöbe gelangt über die Nasenhöhle direkt ins menschliche Gehirn, wo sie sich vermehrt, dabei das Gehirn auffrisst und zu Brei werden lässt. Japans zweiter Todesfall infolge von *Naegleria fowleri* war erst unlängst in Tokio verzeichnet worden.

In diesem speziellen Fall hatte es sich um eine tödliche Infektion gehandelt, doch Reiko und Kunioku hatten über die Möglichkeit diskutiert, besagte Amöbenart als Mordwaffe einzusetzen. Kunioku hatte erwähnt, dass man aus den Seen und Tümpeln in Tokio Proben entnommen hatte, um die Wasserqualität zu testen. Reiko fragte sich, was dabei wohl herausgekommen war.

Kunioku goss noch ein wenig Brühe in seine Schale.

»Es war entsetzlich. Die Eltern waren noch jung und vor Trauer halbwahnsinnig. Und das Schlimmste war, dass der Junge in den Verbrennungsofen gefallen war, weil sein alter Großvater nicht genug auf ihn achtgegeben hatte.«